

Wir beteten gleich mit ihr einige »Gegrüßet seist du Maria«, gelegentlich unterbrochen durch ein Vaterunser.

Ich habe nie zuvor so viele traditionelle Gebete gesprochen wie in dieser Zeit am Sterbebett meiner Mutter.

Ich war in der katholischen Kirche aufgewachsen, und das Ursulinen-Gymnasium hatte ich ausgesprochen gern besucht. Eine richtig gute Katholikin ist aus mir trotzdem nicht geworden. Dazu war mein Interesse an der Gemeinsamkeit der Religionen und spirituellen Traditionen viel zu groß, und jede einzelne Religion für sich kam mir ein bisschen eng vor.

Aber das hier war die Sterbebegleitung für meine Mutter, und zu meinem Erstaunen stellte ich fest, wie sehr ich die traditionellen Gebete plötzlich mochte. Fast wie ein Halteseil, an dem ich mich entlangtasten konnte, wenn ich gerade nicht recht weiter wusste. Eines der Gebete passte im Zweifelsfall immer.

Meiner Mutter taten die Gebete gut, das war klar. Für sie war die kirchliche Anbindung nicht etwas gewesen, das man formell beibehält, sondern ein wirklich zentraler Wert. Sie machte da nicht nur mit, weil es alle taten, auch wenn das für sie zeitlebens ein wichtiges Argument war. Dass alle das so machen oder dass niemand so

unordentliche Rasenkanten hatte wie wir, das waren bei meiner Mutter beliebte Argumente, und ich persönlich konnte diese ›alle‹ und diesen ›niemand‹ irgendwann nicht mehr ausstehen.

Was die Religion betraf, da hatte ich auf jeden Fall den Eindruck, dass meine Mutter ganz fest auf das vertraute, was ihr als ihr Glaube mitgegeben worden war. Daraus hat sie immer wieder Kraft geschöpft. Das ging weit über ihre Anpassung an die Autorität von ›allen‹ oder ›niemandem‹ hinaus.

Je weniger sie sich aktiv an den Gebeten beteiligen konnte, umso mehr hatte ich das Bedürfnis, es für sie zu tun. Vor allem das Mariengebete habe ich immer wieder laut für sie gesprochen. Wusste ich doch, welche herausragende Rolle gerade die Marienverehrung in ihrem Leben gespielt hatte.

Ich habe dieser Verehrung übrigens meinen Vornamen zu verdanken. Auch wenn es letztlich ein Kompromiss wurde zwischen dem für meine Mutter einzig in Frage kommenden Frauennamen und dem Wunschnamen meines Vaters, der Annette war. Der Kompromiss, also ich jetzt, hieß dann Marianne.

Meine Mutter betete natürlich den Rosenkranz und pilgerte mit ihren Schwestern und später mit der Pfarrgemeinde – da sogar mit

dem besten aller Schwiegersöhne – nach Lourdes.

Den größten Eindruck hat auf mich aber gemacht, was meine Mutter in der letzten Zeit der Pflege meines an Parkinson erkrankten Vaters berichtet hat, als sie vollkommen verzweifelt war, weil für sie ein Abgeben ihres Mannes ins Pflegeheim unvorstellbar und sie gleichzeitig am Ende ihrer Kräfte war. Dazu war sie im Krankenhaus noch mit der professionellen Einschätzung konfrontiert worden, dass sie das nicht mehr zu Hause begleiten könne. Das sei einfach nicht mehr möglich. Mein Mann und ich waren davon schon länger überzeugt, aber alle Versuche, auch nur über eine Tagesbetreuung nachzudenken, waren auf ihren erbitterten Widerstand gestoßen. Das wäre Abschieben, und Abschieben kam nicht infrage.

In dieser Notlage im Krankenhaus hatte sie erst eine Sozialarbeiterin getröstet, die sie weinend am Fenster hatte stehen sehen, und die ihr etwas von Pflegediensten und was man noch alles tun könnte gesagt hatte. So weit war meine Mutter da immerhin, dass darüber gesprochen werden durfte, ohne dass sie es gleich komplett abwimmelte wie bei unseren bisherigen Versuchen. Und dann sei sie in der Kirche gewesen, und die vertraute Marienstatue dort hätte plötzlich ganz rot leuchtende Augen gehabt und ihr »wie

zugezwinkert. Für meine Mutter war es das feste Versprechen, dass sie ihr helfen und alles doch noch gut ausgehen würde.

Meine Mutter war zwar manchmal etwas dramatisch in ihrer Art, aber niemals hatte sie zu Halluzinationen geneigt. Von daher beeindruckte mich ihre tiefe Sicherheit, die sie plötzlich empfand, und die sie über die verbleibenden knapp zwei Monate hinweg tragen würde. Tatsächlich fanden sich in der Folge eine Menge günstiger Fügungen ein, die man so nicht hätte erwarten können, und am Ende behielt sie recht. Mein Vater starb zu Hause, im Beisein von Frau, Tochter, Schwiegersohn und weiteren Verwandten.

Sein Pflegebett stand in dieser Zeit mitten im Wohnzimmer, der Tropf war am Kronleuchter aufgehängt, der seit der Eheschließung meiner Eltern in den Fünfzigerjahren ihr Wohnzimmer beleuchtete, und am Fußende hing die Maria an der Wand. Morgens und abends kam der Pflegedienst, ansonsten kümmerte sich meine Mutter. Ich begrenzte meine Berufsarbeit auf vormittags und war nach dem Mittagessen für den Rest des Tages bei meinen Eltern oder übernahm Besorgungen für sie. Es war eine intensive, erstaunlich lebendige Zeit, die ich nicht missen möchte.

Schon damals hat uns geholfen, dass es in der Familie eine gute Vorerfahrung mit dem Sterben gab. Über die letzten Stunden

meiner Großmutter habe ich berührende Berichte gehört und werde später noch davon erzählen.

Meine Mutter sagte damals: »Wenn man das miterlebt hat, kann man sich vor dem Tod nicht mehr fürchten.«

Der Tod hatte also einen relativ guten Ruf in unserer Familie. Und er fand bei uns mitten im Leben statt, nicht irgendwo abseits von allem.

Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, in der der Tod im Allgemeinen immer mehr zur Tabuzone wurde. Man starb im Krankenhaus, mit Sterben wollte man in der Öffentlichkeit nicht mehr so gern konfrontiert werden. Je weiter der Tod aus dem Leben entfernt wurde, umso bedrohlicher wurde er, so scheint mir das jedenfalls. Denn wenn wir mal ehrlich sind, dann ist uns allen klar, dass er auf uns und alle unsere Lieben zukommt, egal, wie sehr wir uns vor ihm verstecken wollen. Er findet uns. Ich bin so froh, dass ich aus der eigenen Familie noch etwas von der Tradition mitbekommen habe, bei der Sterben zum Leben gehört. Wir dürfen diese Zeit mit allen Sinnen erleben und allen Gefühlen, die dazu gehören. Mit allen!

Meine Eltern waren immer sehr gastfreundlich gewesen, hatten sich über Besuch gefreut und spontan vorbeikommende Bekannte in die Gartenlaube gelockt, auf ein großes Eis mit Sahne und

Schokostreuseln oder ein Bier. Gäste waren immer gern gesehen.

Warum sollte sich das ändern, nur weil mein Vater im Sterben lag? Meine Mutter freute sich über jeden Besucher, und ich glaube, mein Vater freute sich auch. Es gab unerschöpfliche Vorräte an eingefrorenem selbst gebackenen Pflaumenkuchen in der Tiefkühltruhe im Keller und selbst gemachten Eierlikör dazu. In meiner Erinnerung sehe ich mich oft mit Gästen im Wohnzimmer am Sterbebett sitzen und Pflaumenkuchen mit Sprühsahne essen.

Mir fällt gerade eine meiner Lieblingsszenen aus dieser Zeit ein: Eine der Pflegerinnen war verzweifelt, weil sie einen Schlüsselbund mit wichtigen Schlüsseln verloren hatte. Von etlichen Leuten, die sie pflegte, hatte sie die Schlüssel, um in die Wohnungen zu gelangen. Einer davon gehörte zu einer Schließanlage, und wenn dieser Schlüssel verloren bliebe, das war ja gar nicht auszudenken. Die Pflegerin war wirklich in Not und tat uns entsprechend leid.

Das war ganz klar ein Einsatz für meine Mutter. Wusste sie doch genau, wer in solchen Fällen der Ansprechpartner war, der heilige Antonius nämlich. Und da sie immer schon gern Aufträge verteilt hatte – die Älteste vom Bauernhof, Sie erinnern sich – verteilte sie nun sogleich einen Auftrag.

Sie schüttelte meinen Vater, der zu der Zeit schon reglos und nicht

mehr zum Sprechen oder Essen in der Lage auf seinem Pflegebett lag, und redete eindringlich auf ihn ein: »Hannes, du hast doch jetzt Zeit, sprich du doch mal mit dem heiligen Antonius, dass der sich um die Schlüssel kümmert. Die sind doch so wichtig!«

Höchstens eine Stunde später rief eine glückliche Pflegerin an. Sie hatte den Schlüsselbund im Auto im Spalt zwischen Tür und Fahrersitz gefunden. Sie bedankte sich aufrichtig und fand, meine Eltern müssten unbedingt sofort, noch vor ihrem nächsten Pflegeeinsatz, von der zeitnahen Gebetserfüllung erfahren. Natürlich hat meine Mutter es ihrem Mann sofort weitergesagt. Und ein weiteres Mal fühlte sie sich darin bestätigt, dass das mit dem Heiligen Antonius eine nahezu todsichere Sache war. Es war auch wirklich verblüffend, was der unter ihrer Vermittlung zuwege brachte.

Einmal hatte ich den kompletten Schlüsselbund irgendwo ums Haus herum verloren und es war kein gutes Gefühl, dass ein womöglich nicht so ehrlicher Finder damit ins Haus käme und auch noch Zugriff auf mein Auto hätte. Kaum hatte meine Mutter nach meinem Besuch bei ihr den Heiligen Antonius informiert, da kam ich auf die Idee, den Salbeibusch ein klein wenig zurückzuschneiden, was den Blick auf den offenbar dort aus meiner Tasche gefallenen Schlüsselbund freigab.

Oder noch verblüffender die Situation, als mein Mann jede Hoffnung aufgegeben hatte, seine Brieftasche mit Geld und sämtlichen Papieren wiederzufinden, aber trotzdem beim Altenheimbesuch meine Mutter um ihre Hilfe bat. Sie ließ sich die Antonius-Figur samt zugehörigem Gebetstext von ihrer Kommode bringen, und während sie konzentriert, mit dem Antonius vor sich, das Gebet laut vorlas, schaute ich in das ungläubige Gesicht meines Mannes, der noch während des Gebets in einer ihm bis dahin unbekanntem Tasche seiner neuen Jacke ganz unten am Saum etwas Hartes bemerkte, das sich bei näherer Überprüfung als seine Brieftasche herausstellte.

Vielleicht kann ein Neurobiologe das wissenschaftlich erklären, meiner Mutter reichte da jedenfalls ihr Glaube. Und wir waren immerhin durch die praktische Erfahrung in unserer wissenschaftlichen Weltansicht so weit erschüttert, dass wir besagten Antonius schließlich für alle Fälle mit zu uns nach Hause genommen haben, wo er jetzt neben dem Gips-Jesus steht, den ich von einer alten Tante geerbt habe, und der mich, weil ich früher oft bei ihr gewesen war, seit meiner Kindheit begleitet hatte. Die beiden wohnen jetzt gemeinsam auf einer Fensterbank im Hausflur.

Es war damals in den letzten Wochen meines Vaters bis zu seinem

Tod alles unerwartet gut ausgegangen, mit hilfreichen Verwandten und guten Ärzten.

Und mit Blick auf die Madonna.

Der war für meine Mutter jetzt auch gesichert.

Die Maria hing etwa eine Viertelstunde an ihrem neuen Platz, als es klopfte und der andere Enkel im Zimmer erschien. Und das sollte für dieses Wochenende dann das neue Marienwunder für meine Mutter werden, an dem ihr Schwiegersohn einen großen Anteil hatte. Meine Mutter beschloss, dass das ein Wunder war, und also war es auch eins.

Unzählige Male bedankte sie sich an diesem Wochenende bei ihrem Schwiegersohn, der die Maria aufgehängt hatte, und dann sei dadurch gleich ihr Enkelsohn aus dem Ausland erschienen. Der Schwiegersohn habe die Familie damit zusammengebracht.

Meine Mutter war glücklich und ich auch. Wir leben ja alle etwas verstreut, und so ein Familienwochenende ist dann immer etwas Besonderes. Dieses war das Besonderste von allen.

Ich saß mit meinem Mann an einer Seite des Bettes, an der anderen die beiden Enkel. Das erste Mal in ihrem Leben wurde meine Mutter vierhändig gestreichelt. Und sie genoss es in vollen Zügen.

Oft hatte sie davon erzählt, dass sie sich als ältestes Kind auf dem Bauernhof so ungeliebt gefühlt habe. Sie hatte immer gedacht, dass sie keiner lieb habe. Deshalb war sie dazu übergegangen, ganz viel für andere zu tun, in der Hoffnung, dafür dann doch noch gemocht zu werden. Und nun lag sie einfach da und genoss. Vier Hände waren lieb zu ihr, ohne dass sie jetzt noch irgendetwas dafür tun musste.

Es waren für uns alle wohlige Momente. Jeder tat, was er gut konnte. Daniel mit seiner klaren Stimme, die die Oma am besten verstand, sprach sie immer mal wieder laut und jede einzelne Silbe betonend an, David hüllte sie mit seiner stillen Zärtlichkeit ein, mein eher zurückhaltender Mann verbreitete seine ansteckende Ruhe, und ich behielt den Überblick über die Situation und übernahm mehr oder weniger die Regie.

Man kann es nicht leugnen: Bei aller Verschiedenheit zwischen uns bin ich doch die Tochter meiner Mutter.

Wenn ich an diesen Tag zurückdenke, hat er viel von den Tagen, an denen wir am Sterbebett meines Vaters saßen und dort eine neue Art von ›normalem Leben‹ führten. Mit Lachen und Weinen, Erinnerungen und Besuch, Pflaumenkuchen und Eierlikör. Hier im Altenheim war es nun ganz ähnlich, nur ohne Eierlikör.

Passend dazu kamen an diesem Tag zwei Cousinen vorbei, die einen besonderen Draht zu meiner Mutter hatten. Die eine hatte sie hier oft mit ihrem Mann besucht, die andere war auch manchmal bei ihr gewesen und hatte uns damals beim Sterben meines Vaters bis zuletzt intensiv begleitet. Für mich, das Einzelkind, war das so eine Erleichterung gewesen, die immer vermisste Schwester wenigstens in Form einer Cousine als Unterstützung dabeizuhaben. Das hat mir so gutgetan und ich habe es nie vergessen.

Egal, von welcher Seite ich auf diesen Tag bei meiner Mutter blicke: Immer sehe ich einen schönen Tag mit Freundschaft, Nähe und Ausgesöhntsein.

Aus Büchern weiß ich, dass Sterben in Phasen verläuft. Fünf Phasen werde oft beschrieben: Nichtwahrhabenwollen, Zorn – warum ich? –, Verhandeln – kann ich nicht vorher wenigstens noch dieses oder jenes erleben? –, dann Depression und schließlich, zu guter Letzt, die Zustimmung.

Bei meiner Mutter war da vom ersten Moment an nur Zustimmung. Phasen des Haderns hatte sie anscheinend alle viel früher durchgemacht, weil sie andauernde Einschränkungen durch Krankheit nicht wahrhaben oder akzeptieren wollte. Als das Sterben anstand, gab es all diese Auflehnung nicht mehr. Es ging ja schließlich um etwas, das

sie sich so lange gewünscht hatte. Und auch als es dann akut wurde, rückte sie nicht davon ab. Da war kein Zweifel spürbar und kein Wunsch, noch irgendetwas vorab zu erledigen, abgesehen von der Krankenkommunion zu Beginn, die sie bekommen hatte, und der Sicherstellung ihres letzten Geldes für ihre Familie.

Die Gäste, die sich an ihrem Sterbebett heute eingefunden hatten, bekamen Kaffee, der uns vom Haus vorbeigebracht worden war, und Kekse gab es auch noch reichlich. Meine Mutter nahm ihren Nachmittagskaffee zu sich und war nun wieder fit für eine kleine Ansprache vor einer größeren Zuhörerschaft. Sie nahm ihre Danksagungen wieder auf, mit denen sie schon mehrfach begonnen hatte.

Es erinnerte mich an die Erzählungen über das Sterben meiner Oma, die morgens darum gebeten hatte, dass alle Kinder kommen sollten. Nach der Arbeit würde reichen, es war nicht Omas Art, Umstände zu machen. Als alle sechs Kinder samt Schwiegerkindern eingetroffen waren, soll Oma sich bei jedem Einzelnen bedankt haben und dann in ihrem Beisein friedlich eingeschlafen sein.

Das war heute Mutters Programmpunkt. »Ich bedanke mich bei meinem Schwiegersohn, der die Maria aufgehängt hat und damit die Familie zusammengebracht hat.« Es folgten Danksagungen an die Enkel, aber immer wieder schnurrte die Litanei zurück zu dem

Dank an den wunderbaren Schwiegersohn, der mit seiner Heldentat die Familie gerettet hatte. Mir fiel auf, dass ich in der Dankesrede den ganzen Tag über nicht vorkam.

Vielleicht gab es doch noch ein paar unausgesprochene Sachen, die im Wege standen. Einen kleinen Stich gab mir das schon. Aber die ganze Atmosphäre war so entspannt und harmonisch, dass ich mir schließlich lächelnd dachte: Alle diese wunderbaren Männer waren durch mich in ihr Leben gekommen, wenn das mal kein Kompliment war. Man kann die Dinge halt oft aus verschiedenen Werten sehen, und wenn es eine gibt, die wohltuender ist als die andere, warum dann nicht die nehmen?

Der Schwiegersohn mit der Maria blieb der Running Gag des Tages, auch nachdem die Cousinen wieder gegangen waren. Da mein Mann von uns allen derjenige ist, der mit übermäßigem Lob die meisten Probleme hat, entbehrte die Situation nicht der Komik. Manchmal kam meine Mutter nicht mal bis zur Danksagung an den jüngeren Enkel, schon begann wieder die Schleife mit dem Schwiegersohn.

Schließlich saßen wir alle nur noch lachend und glucksend ums Bett, während Daniel zu seinem Stiefvater sagte: »Ja, da musst du jetzt durch.«

Meine Mutter erinnerte sich wieder an das leidige Geldthema. Nachdem sie zum x-ten Mal enttäuscht zur Kenntnis genommen hatte, dass immer noch Samstag war, fiel ihr ein, dass sie noch Geld in einer Weste im Schrank hätte. Sie gab genaue Anweisungen, mit deren Hilfe tatsächlich in einer Tasche der beschriebenen Weste ein Fünfeuroschein gefunden wurde. Endlich kamen wir der Klärung des Finanziellen näher. Meine Mutter war sichtlich zufrieden. Dieses Geld sollten die Enkel an sich nehmen.

Es fiel der Beschluss, dass sie sich dafür in der Cafeteria Kuchen holen würden. Ein letztes Mal versorgte Oma, die dafür immer so gern zuständig gewesen war, ihre Enkel, die nun mit ihren Kuchentellern bei ihr am Bett saßen.

Ich selbst war früher ein Ausfall in Sachen Backen gewesen. Erst als wir schließlich auf dem Land lebten, entdeckte ich späterberufen noch das Backen und verarbeitete Pflaumen und Äpfel von den eigenen Obstbäumen blechweise zu Obstkuchen. Was nicht direkt verzehrt werden konnte, lagerte wie früher bei meiner Mutter in der Tiefkühltruhe und hielt bis zur neuen Obsternte vor.

Als die Kinder klein waren, war ich davon noch weit entfernt. Geburtstagskuchen für die Kinder stellte damals die Oma. Sie

konnte viele sehr leckere Kuchen backen, für diesen Zweck musste es aber immer der Schokoladenkuchen mit gehackten Nüssen und grob gehackten Schokoladenstücken sein. Und natürlich Geburtstagskerzen obendrauf. Der Kuchen wurde zu ihrer Spezialität und gewann mit der Zeit an Höhe. Sie kam auf die Idee, ihn um eine zweite Etage zu ergänzen, auf die die Geburtstagskerzen kamen. Zeitweilig, als die Kinder noch jünger waren, gab es eine Phase mit einer Verzierung des Geburtstagskuchens aus bunten Smarties, später wechselte sie zu dezenteren Schokotalern.

Oma nahm noch einmal einen Kontrollgang durch die Familie vor. Nachdem das Schicksal des Hauses abgehakt war, ließ sie sich erklären, was ihre Enkel jetzt beruflich genau machen würden.

»Viel Glück, David«, grinste Daniel. Von theoretischer Physik hatte die Oma in ihrer Volksschulzeit noch nie etwas gehört, aber die Erklärungen des Enkels fielen offensichtlich zu ihrer Zufriedenheit aus. Sie speicherte ab: Die Enkel, die sie mitbetreut hatte, waren beide in Lohn und Brot, und sie musste sich keine Sorgen um sie machen.

Während wir so dasaßen und meine Mutter von all ihren Besonderheiten kleine Kostproben gab, und das so verblüffend und dramatisch, als ob Sterben eine Selbstverständlichkeit wäre,

kamen wir ins Geschichtenerzählen.

Weißt du noch? Was da und da genau passiert ist? Und was für lustige Wortschöpfungen Oma doch immer kreiert hat? Wenn der ›Revisor‹ fürs Fernsehen, wie sie den Receiver nannte, mal wieder nicht funktionierte und der große Enkel ihn neu programmieren musste, oder wenn sie zur Agave-Feier ins Pfarrheim ging. Sie war ja nun mal Gartennärrin und Agaven gediehen bei ihr wie jede andere Pflanze sehr gut. Agavenpflanze und Agape-Feier im Pfarrheim nach der Abendmesse vermischten sich bei ihr ganz zwanglos.

Und als ihre Enkel schon vor Einführung der großen LAN-Partys anfangen, sich mit Freunden zu ›Netzwerknächten‹ zu treffen, da fand ein neues Wort in den Sprachgebrauch meiner Mutter: die ›Mehrzwecknacht‹ in Anlehnung an die benachbarte Mehrzweckhalle bei der Grundschule, in der Feste gefeiert wurden. Bereitwillig fuhr sie ihre Enkel mit ihrem Mazda zu so einer Mehrzwecknacht, wenn ich verhindert war. Die schweren Monitore und Tower konnten ihre Enkel ja schon selbst ins Auto und in die jeweiligen Wohnungen wuchten. Da wurden dann die Computer miteinander vernetzt, was manchmal Stunden dauerte, bis man sich dem eigentlichen Zweck der Mehrzwecknacht widmen konnte, nämlich dem gemeinsamen Computerspiel.

Während meine Mutter vor sich hindämmerte, ergingen wir uns in solchen Erinnerungen, bis sie wieder am Geschehen teilnahm.

Das kam uns ganz normal und natürlich vor, denn so kannten wir es schon lange. Meine Mutter war schwerhörig, und obwohl sie ausgezeichnete Hörgeräte hatte, war sie in Gesellschaft mehrerer Leute manchmal einfach überfordert, schaltete dann innerlich ab, schien es aber zu mögen, trotzdem dabei zu sein. Irgendwann raffte sie ihre Konzentration wieder zusammen und nahm erneut am Gespräch teil. Das war jetzt nicht viel anders.

Wenn sie gerade wieder mehr bei uns war, setzte sie ihre Dank-sagen fort. Uns fiel dann auch ein, was sie alles für ihre Familie getan hatte, und die Dankeschöns huschten in beide Richtungen hin und her.

»Du hast doch auch so viel für uns gemacht«, erinnerte Daniel sie, wenn sie fassungslos war, dass wir uns um sie kümmerten, obwohl sie sich gar nicht mehr dafür revanchieren konnte.

Was nicht einmal stimmte. Denn dass wir diese Zeit auf diese Weise mit ihr verbringen konnten, das fühlte sich schon damals, nicht erst in der Rückschau, so kostbar an. Ein Geschenk, das bleiben würde. So viel kann ich heute mit Sicherheit sagen.

Immer mal wieder flossen bei uns die Tränen, während sie so

gelassen und zufrieden da lag. Ich freute mich, dass meine Söhne weinen dürfen und nicht mehr aus der Generation stammen, in der das Frauensache war. Es waren keine verzweifelte Tränen. Lachen und Weinen lagen an diesem Tag ganz nah beieinander, die Grenzen verschwammen wie Aquarellfarben, die ineinanderfließen.

So leicht kann das also gehen. Hatten wir nicht mal die üblichen Mutter-Tochter-Probleme gehabt? War da nicht was gewesen? Irgendwo, Lichtjahre weit entfernt? Worum ging es da überhaupt? Und warum macht man sich das Leben eigentlich unnötig schwer? Während ich hier so saß, leuchtete mir gerade nichts mehr davon ein.

Noch eine letzte Sache klärte meine Mutter an diesem Tag. Ihr Kreuz. Wo war ihr Kreuz? Wir hatten Glück, David fand es auf Anhieb in der Schublade ihres Nachtschränkchens. Sie ließ sich ihre Kette mit dem Kreuz umlegen, umfasste es mit beiden Händen und würde es bis zuletzt nur noch loslassen, wenn irgendwelche Pflegehandgriffe das unbedingt erforderten.

Meine Mutter hatte keinen besonderen Sinn für Schmuck, im Gegensatz zu ihrem Mann, der ihr gern schöne Schmuckstücke geschenkt hatte. Die trug sie dann und war immer am Boden zerstört,

wenn wieder etwas verloren gegangen war. Das meiste davon brachte ihr zwar der dafür zuständige heilige Antonius zurück, wenn sie zu ihm betete, aber immer klappte das auch nicht.

Ins Altenheim hatte sie nur noch wenig Schmuck mitgenommen, und das Wichtigste, das sie in den letzten Jahren täglich trug, war das Holzkreuz aus Olivenholz, das aus Bethlehem stammen sollte. Sie hatte sich riesig gefreut, als eine Studienkollegin ihres jüngeren Enkels es ihr geschickt hatte als Dankeschön für das alljährliche Paar bunter Wollsocken zu Weihnachten. Ich glaube, es war eines der schönsten Geschenke, die sie jemals bekommen hat. Sie trug es von Anfang an häufig, im Altenheim schließlich jeden Tag. Ohne das Kreuz fühlte sie sich zuletzt unvollständig. Es gehörte einfach zu ihr.

Mit dem Kreuz in der Hand nickte meine Mutter am Abend beruhigt ein. Es sah so aus, als ob unser Einsatz für diesen Tag zu seinem natürlichen Ende gekommen war.

Daniel machte sich als Erster auf den Weg. Er würde die mitgenommene Arbeit von Freitag noch erledigen müssen und es schien im Moment nicht wichtig, dass wir noch alle gemeinsam bei ihr saßen. Für heute schien das Kontaktbedürfnis meiner Mutter gesättigt. Sie zog sich in sich selbst zurück. Sie würde uns schon zeigen, wann sie uns brauchte und wann nicht.

Bald nach Daniel fuhren auch wir mit dem jüngeren Sohn in die Gegenrichtung nach Hause und ließen den Tag bei einem gemeinsamen Abendessen noch einmal Revue passieren.

In solchen Situationen fühlt es sich für mich so gut an, eine Familie zu haben. Und wenn ich keine hätte, dann hätte ich mir sicher stattdessen eine Wahlfamilie gesucht. Ich fühlte mich gerade gut aufgehoben.

Wenn Sie weiterlesen wollen ...



Als die 91-jährige Josefine erfährt, dass die Ärzte nichts mehr für sie tun können, ist ihr das recht. Jahrelange Pflegebedürftigkeit hat die einst so tatkräftige Frau an ihre Grenzen gebracht. Überraschend einverstanden und zufrieden schließt sie ihr Leben ab, begleitet von Familie und Freunden. Ihre Tochter Marianne beschreibt diese letzte Phase mit Humor, viel Liebe und einem zärtlichen, aber auch kritischen Blick auf den gemeinsamen Lebensweg und die nicht immer nur einfache Mutter-Tochter-Beziehung. Und stellt dabei fest: Bis zuletzt ist noch so viel Heilung möglich. Am Ende ist es ein gnädiges, versöhntes Sterben für »Fine« und auch Marianne geht gestärkt aus dieser Erfahrung hervor.

Ein tröstlicher, sehr persönlicher Ratgeber einer Psychologin über den Tod mit wissenswerten Fakten rund um die Themen Palliativversorgung, Sterbeprozess, Bestattung und Trauer.

ELF TAGE UND EIN JAHR

ÜBER DAS ABSCHIEDNEHMEN VON MEINER MUTTER

MARIANNE NOLDE

Taschenbuch ISBN 978-3-948063-25-2

eBook ISBN 978-3-948063-26-9

Hörbuch ISBN 978-3-948063-27-6 in Kürze erhältlich.



Mehr Lesestoff
von





PRIVAT.

Ein langer Weg.



Als ich aus der Zeit fiel

ISBN: 978-3-948063-11-5 Preis: 13,90 €

Zehn Jahre Albtraum. Zehn Jahre voller Ängste. Eine Krankheit, bei der das ganze Leben aus den Fugen gerät. Die Diagnose Schizophrenie verbreitet gemeinhin Schrecken, und das nicht ohne Grund. Jens Jüttner berichtet aus eigener langer Erfahrung über seine paranoide Schizophrenie. Offen erzählt er über seinen langen Weg mit vielen Tiefen, und wie er es am Ende geschafft hat, aus der Krankheit herauszufinden. Das Buch klärt auf, wirbt um Verständnis und will anderen Betroffenen und deren Umfeld eine Hilfestellung sein und Mut machen – informativ, emotional, spannend, authentisch geschrieben.

Als ich aus der Zeit fiel

**Mein Weg durch die
paranoide Schizophrenie**

Jens Jüttner

Taschenbuch. 138 Seiten. ISBN 978-3-948063-11-5

eBook ISBN 978-3-948063-12-2

Hörbuch ISBN 978-3-948063-16-0